

•
•
•

Tomaten, Gurken, Zwiebeln: Mitten im Häusermeer von Tokio, zwischen Wohnblocks, hinter einem Museum oder entlang einer S-Bahn-Linie, steht man plötzlich in einem Landwirtschaftsgebiet. Das ist keine Täuschung, auch keine künstlerische Installation und kein Erlebnispark. Hier werden tatsächlich Auberginen, Karotten, Kohlrabi und Broccoli gezogen. Manchmal Kartoffeln. Und unbedingt Daikon, Japans grosse weisse Rettiche.

•
•
•

«Hatake» nennen die Japaner ihre Gemüseärten, die kleinen Hobbyärten wie auch die grossen Gärtnereien. Das Wort bedeutet eigentlich «Acker». Und so ernst ist «Hatake» auch gemeint. Auf den ersten Blick könnte man die Hatake mit unseren Schrebergärten verwechseln, aber in japanischen Gemüseärten gibt es keine Blumen und schon gar keinen Rasen, keine Gartenzwerge und -häuschen, keine Fahnenstange und keine Hollywood-Schaukel. Wer einen Hatake mietet, unterschreibt, dass sie oder er nur Gemüse anbauen wird. Und das beinahe professionell.

•
•
•

Auf dem Hatake beim Kinuta-Hallenbad zieht Naoko, eine Professoren-gattin, sogar Artischocken, ein Gemüse, das man in Japan kaum kennt. Sie malt auch Aquarelle, spielt in einem Streichquartett Bratsche und gehört zu jenen Tokioter Bildungsbürgern, die Brahms und Goethe (in der Übersetzung) besser kennen als die meisten Europäer. Ausserdem kocht sie leidenschaftlich. Dazu kniet Naoko mehrmals pro Woche in der Früh in ihrem Hatake und steckt Setzlinge, jätet, zupft Unkraut und erntet. An den heissen Sommerabenden fährt sie, wie alle andern auch, ein zweites Mal hin, um zu giessen: nicht mit dem Schlauch, das tut man hier nicht, nur mit der Giesskanne.

•
•
•

Die andern Hobbyärten beim Kinuta-Hallenbad sind Rentner, Beamte, Busfahrer, einige ältere Ehepaare, nur kaum junge Leute. Die Lauchstängel stehen stramm, jeder unerwünschte Grashalm wird gezupft, sobald er aus der Erde lugt; die Tomatenstauden tragen schwer, aber tapfer, als wüssten sie, mit den Hatake-Gärtnern ist nicht zu spassen. Die Gemüsegärtnerei ist kein Wettbewerb, auch in Japan nicht. Aber die Hobbyärten am Kinuta-Hallenbad nehmen genau wahr, was auf den andern Pflanzplätzen wächst. Sie zeigen das nur nicht. Und sagen nichts.

•
•
•

Natürlich gibt es solche Hatake nicht nur in der Grossstadt. In der Provinz sind sie meist grösser, die Grenze zwischen Hobbyärten und Profis schwimmt noch mehr. In der noch landwirtschaftlichen Gegend um das Städtchen Sakura eine Stunde nordöstlich von Tokio leben zahlreiche Gemüsebäuerinnen, die lange über ihr Rentenalter hinaus professionell weitergärtnern. Ihre Produkte verkaufen sie in den östlichen Vierteln der Hauptstadt. Dazu pendeln sie zweimal pro Woche mit dem Zug nach Tokio, in einem Rucksackkorb Daikon, Auberginen und Bittermelonen, in einer

Hand einen grossen Korb Tomaten und Bohnen, in der anderen Früchte, dazu oft weitere Säcke, für die sie ein zweites und drittes Mal in den Zug steigen müssen. Einst durften sie mit jedem Zug fahren, nach dem Krieg und in der Zeit des raschen Aufschwungs schleppten ohnehin viele Passagiere ihre Habe in Kisten und Tüten mit. Dann befand die private Eisenbahngesellschaft, die kleingewachsenen, zähen Bäuerinnen mit ihren Lasten könnten die Berufspendler in Anzug und Krawatte stören. Seither reserviert sie ihnen im Express, der kurz nach halb neun in Sakura losfährt, den hintersten Wagen. Andere Linien reservieren während der Spitzenzeiten den letzten Wagen für Frauen, weil im Gedränge immer wieder Männer nach Passagierinnen grapschen.

-
-
-

Mit einem früheren Zug oder in einem andern Wagen dürfen die Gemüsefrauen nicht fahren. Umgekehrt weist das Bahnpersonal gewöhnliche Passagiere aus dem Wagen der Gemüsefrauen, selbst wenn vorne alles überfüllt ist. So hält die Bahn Ordnung, sie erspart den feinen Schreibtischmenschen den Anblick der knorrigten Botinnen aus einem ursprünglicheren Leben. Nur auf der Rückfahrt gegen Mittag, mit nur noch wenig Gepäck, das Gemüse ist verkauft, die Bürolisten beim Lunch, dürfen sich die Gemüsefrauen mit ihren verwitterten Gesichtern unter die übrigen Passagiere mischen.

-
-
-

Wenn Japaner etwas tun, tun sie es richtig. Sie kennen keinen Grund, nicht nach Perfektion zu streben, nur weil sie keine Profis sind. Sie verschreiben sich einer selbst gestellten Aufgabe ganz: auch die Hobbygärtner. Sie nehmen ihr Hobby ernst – die meisten ernster als Naoko, wie die Gärtner am Kinuta-Hallenbad glauben. Zwar bewundern sie die Frau des Professors für ihre Vielseitigkeit, beäugen sie deswegen aber auch argwöhnisch. Wie kann sie so vieles ordentlich machen? Sie habe halt einmal in Europa gelebt, meint einer.

-
-
-

Unweit vom Hatake hinter dem Kinuta-Hallenbad bewirtschaftet ein älteres Ehepaar zwischen Wohnhäusern ein Hatake-Feld, das so gross ist wie mehrere Tennisplätze. Ihnen ist das Hobby nicht nur Berufung, sondern Beruf geworden. Vom Frühjahr bis in den November verkaufen sie jeden Morgen am Strassenrand ihre Ernte. Viele Mütter sehen, nachdem sie die Kinder mit dem Fahrrad in den Kindergarten gebracht haben, kurz vorbei: für ganz frisches Gemüse, gewachsen mitten in der Millionenstadt.

-
-
-

In Tokio verwalten die Stadtbezirke die Hatake. Entweder gehört der Boden dem Staat. Oder die Bezirksverwaltung mietet ihn vom Eigentümer, um ihn weiterzuvermieten. Zumeist ist dieser Boden noch als Landwirtschaftsgebiet eingezont. Es gibt allerdings auch wilde Hatake: Wenn ein Haus abgerissen wurde und das Land einige Zeit brach liegt, pflanzt dort bald ein Nachbar Gemüse.

-
-
-

Ein Hatake-Pflanzplatz in Tokio ist typischerweise fünfzehn Quadratmeter gross. Um ihn für 23 Monate für etwa 200 Franken mieten zu können, muss man sich, da es mehr Anwärter gibt als Plätze, jeweils im Herbst an einer Lotterie beteiligen. Und zwar als Haushaltung, nicht als Einzelperson. Oder als Gruppe von mindestens fünf Leuten, als Kindergarten oder als Schule, dann hat man Anrecht auf vierzig Quadratmeter. Im Herbst des zweiten Jahres gibt man den Hatake gejätet und umgegraben zurück. Man darf sich für die nächste Lotterie wieder registrieren lassen, steht dann aber ganz unten auf der Liste. Naoko passt das nicht, sie bittet deshalb Freundinnen und Bekannte, die keine grünen Daumen haben, sich ebenfalls einzuschreiben. Und bewirtschaftet dann jeweils für zwei Saisons den Pflanzplatz einer Freundin. Die andern Gärtner am Kinuta-Hallenbad wissen das, es stört sie nicht, viele tun das. Sie legen es Naoko sogar als Zeichen aus, dass sie trotz ihrer Vielfältigkeit eine ernsthafte Gärtnerin sei. Und eine gute: Ihre Bittermelonen, neben Tomaten und Auberginen

das beliebteste Hatake-Gemüse, sind gross, stramm, ihr dunkles Grün hat einen gesunden Glanz.

-
-
-

Dem flüchtigen Betrachter bieten die Hatake ein Bild der Ordentlichkeit – wie die japanischen Ziergärten auch. In den Tempelgärten von Kioto sieht es aus, als folge die Natur dem Gebot zur klaren Linie. Auf kleinem Raum stellt sich eine ganze Welt dar, eine Kiefer, ein paar Buchen, ein japanischer Ahorn, ein Bächlein, das über Steine sprudelt, ein Weiher mit Fischen, und im Herbst verwandeln sich die Bäume in eine Farbensymphonie in Gelb und Rot. Was aussieht, als sei es perfekt gewachsen, ist in Wirklichkeit komponiert. Ein Kunstwerk – vielleicht nicht gerade Kunst, aber gewiss artifiziell; und allemal Kunsthandwerk. Es gibt kein Blatt an diesen Bäumen, das nicht unter der Kontrolle eines Tempelgärtners steht. Die Japaner wissen das natürlich, dennoch bewundern sie diese Gärten als «Natur».

-
-
-

In Japan zählt, was man sieht. Umgekehrt gilt: Was man nicht sieht, das gibt es nicht: Korruption in der Politik etwa oder unziemliche Liebesaffären. Die Japaner fegen die Strasse vor ihren Häusern blitzsauber, drinnen dagegen nehmen sie es nicht so genau, das sieht man ja nicht, zumal Japaner sich gegenseitig kaum besuchen. Viele haben für Ordnung im Haus auch gar nicht genug Platz. Im Hatake ist das ähnlich: Die Zucchini sind ausgerichtet, aber die Gartenwerkzeuge, Handschuhe, Stiefel liegen irgendwo versteckt herum. Gleichsam ausserhalb der Bildfläche, halb versteckt wie der Müll und das Insektengift. Also sieht man sie nicht.

-
-
-

Wenn ein prächtiger Kirschbaum, der vielleicht sogar eine Geschichte hat, zwischen einer Tankstelle und einer Fabrik blüht, regen sich die meisten Europäer darüber auf, dass der edle Baum von seiner profanen Umgebung entwertet werde. Ein Japaner dagegen vermag die Tankstelle und die Fabrik auszublenden. Sie

verderben ihm das Schöne nicht. Als blicke er durch den Sucher einer Kamera, nimmt er die Tankstelle und die Fabrik gar nicht wahr.

-
-
-

Dieser Tunnelblick mag dem Einzelnen den Alltag erleichtern. Doch Japan versucht so auch seine Probleme zu lösen: konzentriert auf das Detail, ohne den Rahmen zu beachten. Und so baut Japan auch seine Städte: Mit viel Sinn für Funktionalität und Ästhetik, Harmonie und Proportionen wird der einzelne Bau entworfen, man nimmt aber kaum Rücksicht auf den Rahmen, in dem er zu stehen kommt. Die zeitgenössische japanische Architektur hat sich die Sparsamkeit und Klarheit der traditionellen Ästhetik zu eigen gemacht, die Städte als Ganzes dagegen wirken chaotisch. Und sind es auch. Das war nicht immer so: Bis ins 19. Jahrhundert wurden Kioto, Edo, wie Tokio damals hiess, und auch die kleineren Städte nach strengen urbanen Konzepten errichtet.

-
-
-

Wenn Naoko ihren Hatake zeigt, dann liegen Schaufeln und Harken ungeordnet abseits. Und die japanische Höflichkeit verlangt es, dass der Besucher sie nicht sieht, auch wenn er sie gesehen hat. Nur ein indiskretes, gleichsam unjapanisches Kameraauge spürt sie auf. Das Künstlerpaar steffenschöni blickt stets dorthin, wo die Japaner nicht hinsehen wollen. Sein Rahmen grenzt all das aus, was die Gärtner gerne zeigen würden.

-
-
-

Die Japaner gehören zu den eifrigsten Fotografen, vom Knipser von Erinnerungsbildern bis zu den Fotokünstlern. Für ihr selektives Sehen ist die Kamera das ideale Instrument.

Sie schliesst die Umgebung aus und behauptet, exemplarisch die Realität abzubilden: Genau so ist es in Japan. Überdies isoliert sie ihr Objekt zeitlich, friert es in einem temporalen Rahmen ein. Japaner sagen zuweilen, die Fotos von einer Reise seien ihnen wichtiger als die Reise selbst. Der Trip ist flüchtig, die Fotos bleiben.

Mit ihnen lassen sich die Erinnerungen ein Leben lang immer wieder wecken. Zudem könne man sie genießen, ohne die Unbill des Reisens, die Müdigkeit, möglicherweise einen Gestank, das ungewohnte Essen und die fremden Klos erleiden zu müssen. Das Foto erlaubt ihnen, immer wieder hinzusehen. Und zugleich hemmungslos wegzusehen.

-
-
-

Im japanischen Alltag ist die hohe Schule dieses Wegsehens das Schlafen, zum Beispiel in der U-Bahn. Im morgendlichen und abendlichen Berufsverkehr dösen fast alle, die einen Sitz ergattert haben. Erklärt wird dies mit der enormen Arbeitsbelastung; die Leute seien so müde, dass sie sofort einnicken. Warum nur wurde dann vor dreissig, vierzig Jahren, als die Japaner mehr arbeiteten, in der U-Bahn nicht geschlafen? Ältere Leute sagen, das gehörte sich einfach nicht. Und warum verfallen sitzende Männer, auch ganz junge, die eben noch mit ihren Handys spielten oder herumlümmelten, in einen Tiefschlaf, wenn eine Schwangere oder gebrechliche alte Leute zusteigen? Und warum erwachen sie und spielen weiter, sobald die Person, der sie anstandshalber ihren Sitz hätte abtreten sollen, wieder ausgestiegen ist?

-
-
-

Weggesehen wird in Japan nicht nur, wenn im Hatake Gartenwerkzeug unordentlich herumliegt, wenn man in der U-Bahn aufstehen sollte oder wenn es zu einem Unfall gekommen ist – wobei man betonen muss: Nicht alle Japaner sehen weg; je weiter man sich von Tokio entfernt, desto eher sehen die Leute hin und helfen –, weggesehen wird auch, wenn die Betreiber von Kernkraftwerken pfuschen, Protokolle fälschen und lügen, wie das in Fukushima geschehen ist. Viele haben gewusst, dass die Anlage nicht so sicher war, wie behauptet wurde, aber fast keiner hat etwas gesagt. Man hat einfach weggesehen. Die wenigen, die dennoch warnten, wurden als Störenfriede ignoriert. Und isoliert.

-
-
-

Ein Hatake wird nicht fürs Auge angebaut, sondern für den Magen. Und den Gaumen. Fürs Auge sind die Gärten der Tempel, auch die Steingärten, der kaiserliche Park im Tokioter Stadtteil Shinjuku und die Gärten zuhause. Sehr viele Japaner wohnen in Einfamilienhäusern, auch in Tokio. Deren Gärten nennt man «Niwa», das Wort kommt vom Begriff Innenhof, es hat sprachlich mit dem Hatake nichts zu tun. In diesen Gärten zieht man Blumen, vielleicht ein paar Küchenkräuter. Naokohatzudem einen Kaki- und einen Biwa-Baum. Der Biwa ist ein immergrüner Laubbaum, seine Früchte sehen ähnlich aus wie Aprikosen, schmecken aber fast ein wenig nach Harz.

-
-
-

Zu den Ziergärten gehören auch die Dachgärten, die immer populärer werden und mit deren Gestaltung manche Firmen internationale Künstler beauftragen.

-
-
-

Die radikalste Form des Ziergartens ist der Steingarten: Hier wächst nichts, hier lebt nichts, es riecht nicht, hier ist immer Gegenwart, zeitlose Gegenwart. Die Steine laden ausschliesslich zum Betrachten, möchte man meinen. Nein, korrigiert ein Zen-Priester in Kioto, wichtig sei nicht der Anblick des Steingartens, also das Design, wichtig sei der Unterhalt: das Harken. Wie perfekt der Harkende die Linien im Kies auch ziehe, die Perfektion liege stets schon in der Vergangenheit. Die Zerstörung der geharkten Linien durch das Wetter, durch den Wind und den Regen habe begonnen, bevor der Kies fertig geharkt sei.

-
-
-

Ganz anders im Gemüsegarten: Hier geht der Blick in die Zukunft, zur Ernte. Dennoch haftet auch der Arbeit im Gemüsegarten etwas von der meditativen Konzentration des Harkens im Zen-Garten an. Wenn Japaner etwas tun, tun sie es richtig.

-
-
-

Erklärt wird dies gerne mit einer nationalen Mentalität; und nicht nur von Ausländern. Niemand pflegt die Klischees über die Japaner so sorgfältig wie die Japaner selbst. Sie pochen auf ihre Andersartigkeit, halten sich insgeheim bis heute für überlegen und klammern sich an ihren angeblichen Nationalcharakter. Sie sehen sich in einer Tradition der Samurai – und stammen doch mehrheitlich von armen Reisbauern ab. Die Samurai waren eine kleinadlige Kriegerkaste, die in Japan über Jahrhunderte als Instrument der Repression einer Militärdiktatur diente. Die Japaner wollen hart und selbstlos sein, aber auch fleissig, respektvoll, ehrlich und gebildet, Samurai im Anzug gleichsam und zugleich akribische Handwerker. Aristokraten des Geistes und der Ehrenhaftigkeit. Das ist ein zumindest sehr einseitiges Bild.

-
-
-

Nationalcharaktere sind Konstruktionen, nicht nur der japanische. Oft sogar Fiktionen. Eine Elite hegt und pflegt historische Bilder, zuweilen auch erfundene, die ihr nützlich sind. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden Fleiss, Zuverlässigkeit, Genauigkeit und Gehorsam für den raschen Aufbau der Wirtschaft gebraucht, Phantasie und Kreativität störten eher.

-
-
-

Wer das moderne Japan mit einer angeblich traditionellen Mentalität erklären will, darf jene Millionen Japaner nicht unterschlagen, die zwischen 1895 und 1945 begeistert für ihren Kaiser in den Krieg zogen. Das ganze Land jubelte ihnen zu. Und schwieg, als japanische Soldaten grauenhafte Kriegsverbrechen begingen. Wer Japan mit einem Nationalcharakter erklären will, muss dem Kriegstaumel so viel Raum geben wie dem Bienenfleiss der Nachkriegszeit.

-
-
-

Einzelne Züge eines angeblichen Nationalcharakters zu isolieren und hervorzuheben, aber andere zu unterdrücken, weil sie einem nicht ins Konzept passen, ent-

spräche dem Tunnelblick, der im Hatake die prallroten Tomaten sieht, den Müll, die rostige Schaufel und die löchrigen Handschuhe daneben aber ignoriert. Das selektive Sehen und Wegsehen schafft ein Zerrbild. Im Falle von Urlaubsfotos mag das die Erinnerung verschönern; wenn es um die Nation geht, lässt sich das manipulierte Bild leicht missbrauchen.

-
-
-

Japan debattiert nicht, schon gar nicht die grossen Fragen, mit denen es konfrontiert ist: seine Beziehungen zu den Nachbarländern, die Todesstrafe, die Diskriminierung von Minderheiten, die Rolle der Frauen oder bis vor kurzem die Kernenergie. Seine Machtelite, die das Land bisher wie ihren Privatgarten besorgte, gibt den Rahmen vor, durch den das Volk sich selber sehen soll. Andere Perspektiven duldet sie nicht. Bisher mussten die Menschen nicht einmal wegsehen, die Medien nahmen ihnen das ab. Sie verschwiegen, was die Macht nicht hören wollte, liessen niemanden zu Wort kommen, der ihre Dogmen hinterfragte. Eigentlich ist es immer noch so, nur wenn es um die Kernenergie geht, hat der offizielle Rahmen Risse.

-
-
-

Seit Japan ein Erziehungsministerium hat, überwacht dieses die geistigen Pflänzchen, die hier wachsen dürfen. Die japanischen Schulen formen die Kinder und Jugendlichen wie die Gärtner in den Parks der Tempel die Bäume. Sie kappen jedes Blatt, das nicht ins Bild passt, stutzen jedes Ästchen, das hervorragt. Und merzen alles Unkraut aus.

-
-
-

Die vielleicht japanischsten Gärten sind gar keine, in den Augen vieler Ausländer jedenfalls nicht. Wenn sie sie überhaupt wahrnehmen. Selbst in den engsten Strassen japanischer Städte, gerade auch in Tokio, aber in den Dörfern ebenfalls stehen vor vielen Häusern Blumentöpfe, oft zwei, drei Reihen tief. Hier blüht es zu jeder Jahreszeit: Primeln, Tulpen, Stiefmütterchen, Rosen,

Rhododendron, in den heissesten Tagen im August Lampionblumen, im Herbst Astern. Sogar Bonsaibäumchen sieht man vor den Haustüren, oft werden sie früh hinaus und abends wieder ins Haus getragen.

-
-
-

Die meisten dieser Strassenrandgärten gehören zu Einfamilienhäusern ohne Garten, ihre Bewohner konzentrieren die ganze Welt eines Ziergartens auf ein paar Töpfe. Vielleicht auch einige Dutzend. Ihnen gehört ihre ganze Hingabe. Ist das nicht ein Ausdruck der Unverwüstlichkeit, des Widerstands? Und zeigt, dass selbst in Japan in winzigen Nischen, jenseits aller Rahmen, etwas gedeihen kann, was nicht vorgesehen ist.

-

Christoph Neidhart, geboren 1945 in Basel, ist der Japankorrespondent der «Süddeutschen Zeitung» und des «Tages-Anzeigers» und lebt seit zehn Jahren in Tokio. In den 1990er-Jahren berichtete er aus Moskau und war dann vier Jahre Visiting Scholar am Russland-Institut der Harvard University. Er hat bisher sechs Bücher geschrieben, darunter «Russia's Carnival: The Smells, Sights and Sounds of Transition» (2003) und «Die Nudel: Eine Kulturgeschichte mit Biss» (2007). Zuletzt ist von ihm in der edition isele «Museum des Lichts: Petersburger Lieben» (2010) erschienen.

CHRISTOPH NEIDHART
TO SEE OR NOT TO SEE:
AN ESSAY ON JAPANESE GARDENS

Tomatoes, cucumbers and onions on a patch of farmland may surprise the visitor who stumbles upon them amidst Tokyo's mass of houses, between blocks of flats, behind a museum or somewhere along the commuter train lines. Far from being an illusion, art installation or amusement park, these areas really do provide soil for aubergines, carrots, kohlrabi, broccoli, sometimes potatoes and certainly daikon, Japan's large white radish. The Japanese call their vegetable gardens "hatake", applying the same name to both hobby gardens and large nurseries alike. "Hatake" actually means fertile field, the term reflecting the seriousness with which the gardens are taken. At first glance you may be forgiven for comparing a hatake to a European allotment, but there are no flowers in Japanese vegetable gardens and definitely no lawns. Neither will you see garden gnomes or summer houses, flagpoles or swing seats. To rent a hatake you must sign an agreement stating that you will only grow vegetables. And that task must be performed almost professionally.

Naoko, a professor's wife, cultivates a hatake next to Kinuta swimming pool. Her garden even includes artichokes, a vegetable hardly known in Japan. In addition to gardening, she also paints watercolours, plays the viola in a string quartet and is one of those educated residents of Tokyo that are better acquainted with Brahms and (translated) Goethe than most Europeans. She is also a keen cook. Despite all this she makes early morning visits to her hatake several times a week, getting down on her hands and knees to plant seedlings, weed and harvest. On hot summer evenings she attends the garden for a second time each day to water the vegetables, just like all other gardeners do. Everyone uses a watering can here; there are no hosepipes.

The other hobby gardeners next to Kinuta swimming pool include pensioners, civil servants, bus drivers and a few older couples. Only young people are rarely seen. The leek stems stand upright, every last errant blade of grass is plucked as soon as it peeks out from the soil, and the heavy tomato vines bear their weight bravely, as if

they know that hatake gardeners are not to be trifled with. Vegetable gardening is not a competition, and this is true in Japan as well. However, the hobby gardeners next to Kinuta swimming pool know exactly what's growing on the other patches. They just don't show that they know, or say that they know.

The large cities are of course not the only place where you will find hatake like these. In more rural areas they are usually larger and the line between hobby gardeners and professionals even more blurred. In an area that is still agricultural near Sakura, a small city about an hour north-east of Tokyo, there are a number of female vegetable farmers who keep gardening professionally well past retirement age. They sell their produce in the eastern quarters of the capital. This entails a twice-weekly train commute to Tokyo with a pack basket full of daikon, aubergines and bitter melons strapped to their backs, a large basket of tomatoes and beans in one hand, fruit in the other hand and not infrequently extra sacks too, which force the ladies to board the train two or three times. They used to be allowed to take any train; after the war and during the economic boom a lot of people lugged their goods in crates and bags on these trains. But then the private train company decided that the petite, tough female farmers and their loads could irritate the commuters in suits and ties. The company therefore started reserving the last carriage on the express for them, leaving Sakura just after half past eight. During rush hour, other train lines reserve the last carriage for women too, since incidents of groping in the crush are not uncommon.

The vegetable farmers are not allowed to travel on any earlier train or in any other carriage. And vice versa, train officials will not allow other passengers to use the last carriage, even if the train is overcrowded. Order is thus maintained, and the respectable desk types are spared the sight of the gnarled female goods bearers from a more primal life. Only on the way back, around midday, are the vegetable sellers with their weathered faces allowed to mix with the other passengers. The vegetables have been sold, they have less luggage and the suits are at lunch.

When the Japanese do something, they do it properly. They cannot think of a reason not to strive for perfection.

Not being professional is certainly no grounds. They commit themselves totally to the task they have set themselves, and hobby gardeners are no exception. They take their hobby seriously. Most gardeners at Kinuta swimming pool seem to be even more serious than Naoko. Although the professor's wife is admired for the many strings she has to her bow, she is also eyed with a little suspicion. How can she do so much so well? One gardener attributes it to the time she spent living in Europe.

Between some houses not far from the hatake at Kinuta swimming pool there is a hatake field the size of a few tennis courts. It is cultivated by an older couple whose calling in life has become their profession. Every morning from spring to November the two gardeners stand on the edge of the street and sell their harvest. Frequently their customers are mothers, who, after cycling their children to preschool, stop at the stall for the fresh vegetables grown in the middle of the metropolis.

In Tokyo the hatake are managed by the city districts. Either the land belongs to the state, or the authorities rent it from the owner for the purposes of renting it out to a gardener. The land is usually still classified as an agricultural zone. There are, however, wild hatake too. Whenever houses are pulled down and the land lies fallow for a while, it is not long before a neighbour starts planting vegetables there.

Typically a hatake planting area in Tokyo measures 15 square metres and is rented out for a period of 23 months for a sum of about 200 Swiss francs. Because demand exceeds supply, would-be gardeners fight over the hatake plots in a lottery held in autumn. There is one entry per household, not per person. Entries may also be made by kindergartens, schools and groups of 5 or more people. Such entrants are entitled to an area of 40 square metres. In the autumn of the second year the hatake must be weeded, dug over and formally returned. The tenant may register again for the next lottery, but his or her name will be a long way down the list. Naoko is not keen to give back the hatake, and therefore she asks people she knows who lack green fingers to enter the lottery as well. She then spends two seasons maintaining a friend's hatake. The other gardeners at Kinuta swimming pool are aware of Naoko's tactics, but since so many people do the same thing it doesn't bother them.

It even raises Naoko in their estimations, since it shows that she is a serious gardener despite her other passions. She is also a successful gardener. Her bitter melons, which after tomatoes and aubergines represent the next most popular hatake vegetable, are large and upright, with a healthy dark green shine.

To a casual observer, hatake seem neat and tidy, as do Japanese ornamental gardens. In the temple gardens of Kyoto it looks as though nature is following orders on tidiness. A whole world confined into a small space – a pine tree, a few beeches, a Japanese maple tree, a brook babbling over stones, a pond with fish, and a seasonal symphony of colours in autumn when the trees explode in yellow and red. Although it looks like perfect natural growth, the truth is the gardens have been designed. A work of art – perhaps not strictly art, but definitely artificial and certainly craft. There is not a single leaf on these trees not under the supervision of a temple gardener. Naturally the Japanese are aware of this, but admire these gardens as if they were made by Mother Nature all the same.

In Japan, what counts is what you see. And vice versa: what people don't see, say, corruption in politics or an unseemly love affair, doesn't exist. The Japanese sweep the last speck of dust from the streets in front of their houses, but indoors they are not quite so thorough. As people here rarely visit each other, the interior is not often seen. Many residents struggle to keep the house tidy due to a lack of space, a problem common in hatake gardens as well. The courgettes stand neat and aligned, but the garden tools, gloves and boots are lying around somewhere, concealed. They are out of the picture, so to speak; half-hidden like the rubbish and insecticide. So you don't see them.

If a beautiful cherry tree, perhaps one that dated back a long time, were to blossom between a petrol station and a factory, most Europeans would complain that the tree was degraded by its profane environment. In contrast, a Japanese observer is likely to block out the petrol station and the factory, not letting them spoil the beauty of the tree. As if looking through the viewfinder of a camera, he fails to notice them.

This tunnel vision might make everyday life easier for the individual. However, Japan is trying to apply the

technique to solving its problems too, concentrating on the details without considering the bigger picture. Japan's cities are built in the same fashion, with functional, aesthetically pleasing buildings being designed in harmony and proportion with themselves, with little attention paid to their surroundings. Contemporary Japanese architecture has embraced thrift and clarity in traditional aesthetics, but viewed as a whole, Japanese cities appear chaotic – primarily because they are. This, however, has not always been the case. Until well into the nineteenth century, Kyoto, Edo (as Tokyo was called at the time) and the smaller cities were built according to strict urban concepts.

When Naoko shows people her garden, shovels and rakes lie untidily at the side. Japanese courtesy requires visitors not to see the tools, even if they have seen them. Only an indiscreet, "un-Japanese" camera lens would look for them. The artist duo steffenschöni always look where the Japanese don't want to look, their frame excluding what the gardeners would like to present.

The Japanese are among the keenest photographers in the world, whether taking holiday snaps or creating photographic art. The camera is the ideal instrument for their selective sight. It blocks out the surroundings and claims to reflect reality in an example, just as is done in Japan. Furthermore, the camera isolates its subject in time, freezing it in the moment. Many Japanese people treasure their holiday photos more than the trip itself, since the photos are permanent and the holiday only brief. The photos evoke memories again and again over a lifetime, and they can be enjoyed without having to endure the inconvenience of travelling, the tiredness, foreign food, nasty smells and strange toilets. The photo means you can always look back at that moment while simultaneously and unrestrainedly overlooking related aspects.

In everyday life in Japan, the fine art of looking away involves sleeping, for example on the underground. During the morning and evening rush hour, almost all those with seats spend their time snoozing. The phenomenon is blamed on heavy workloads, which allegedly make people so tired they doze off immediately. So why didn't people sleep on the underground thirty or forty years ago, when the Japanese worked even harder? Older

people say it just wasn't done. And why do men sitting on the underground, including young men, who a moment ago were playing games on their mobile phone or lolling around, fall into a deep sleep when a pregnant woman or frail elderly person boards the train? And why do they awake and continue their games as soon as the person to whom they should have given their seat has left the train?

It is important to stress that not all the Japanese look away and that as the distance from Tokyo increases more people do look and help. However, looking away is not limited to gardening tools lying untidily in a hatake, or someone on the underground who should have given up their seat, or when accidents occur. It is an art also practised when the operators of nuclear power plants do rush jobs, fake readings and lie, as they did at Fukushima. Lots of people knew that the plant was not as safe as was claimed, but very few said anything. People just looked away. Those that did voice warnings were branded troublemakers, and were ignored and isolated. Hatake are not worked for the eye, but for the stomach and the palate. The eye is better accommodated in temple gardens, rock gardens, the imperial park Shinjuku-Gyoen, and in the small gardens behind people's houses. These gardens are called "niwa", which derives from the word for courtyard and is linguistically unrelated to hatake. Here, people grow flowers and perhaps a few kitchen herbs. Naoko's garden is also home to a kaki tree and a biwa tree. The biwa is an evergreen, leafy tree with fruit that look similar to apricots but which almost taste a little like resin.

Among the ornamental gardens are the rooftop gardens, which are becoming increasingly popular. Sometimes companies contract international artists to design them.

The most radical form of ornamental garden is the rock garden, where nothing grows, there are no pleasant scents and the time is always the present – a timeless present. You might think the rocks are purely to be looked at, but, as a Zen priest in Kyoto explained, the important thing is not the appearance or design of the rock garden, but the maintenance, i.e. the raking. However perfectly you might rake the lines in the gravel, the perfection is always in the past. The weather, the wind

and the rain start disturbing the raked lines before the raking is finished.

In a vegetable garden the perspective is different, looking forward to the harvest. The work, however, retains something of the meditative concentration with which the raking work in the Zen garden is performed. When the Japanese do something, they do it properly.

People, both foreign and Japanese, like to explain this concept by pointing to a national psyche. No one works harder to maintain Japanese stereotypes than the Japanese themselves. They boast about their differentness, they still privately consider themselves superior and they cling to their supposed national character. They see themselves as following in Samurai footsteps, even though most are descendants of poor rice farmers. The Samurai were a semi-noble warrior class who served military dictators in Japan over a period of centuries as an instrument of repression. The Japanese strive to be tough and unselfish, and at the same time industrious, respectful, honest and intellectual – like Samurais in suits. They want to be aristocrats of intellect and integrity. At the same time, they portray themselves as meticulous craftsmen. This is a very one-sided picture.

All national characters, not just that of the Japanese, are constructed. Often they are even fiction. An elite can foster and maintain useful historical images, some of which have been invented. After the Second World War, Japan required hard work, reliability, meticulousness and obedience from its people in order to rebuild its economy quickly. Imagination and creativity were hindrances. Those seeking to explain modern Japan on the basis of a traditional mindset should not forget the millions of Japanese who enthusiastically went to war for their emperor between 1895 and 1945. The whole country cheered them on, but fell silent when Japanese soldiers committed atrocious war crimes. Anyone wishing to use a national character to explain Japan must consider the delirium of war just as much as the industriousness of the post-war period.

Isolating and highlighting individual aspects of the supposed national character while suppressing others because they do not fit the concept would be on a par with the tunnel vision that sees only the bright red tomatoes in the hatake and fails to notice the rubbish,

rusty shovels and worn gloves lying nearby. Selective sight and overlooking distort the picture. In the case of holiday snaps it can enhance memories, but used on a national level, the manipulated picture is easily abused. Japan does not debate anything, even the serious issues it is confronted with such as its relationships with neighbouring countries, the death penalty, discrimination against minorities, the role of women or, until recently, nuclear power. The powerful elite, who have so far maintained the country like their own private gardens, set the frame within which the population should see themselves. No other perspectives are tolerated. In the past, people did not have to do the looking away, since the media performed that task for them. They suppressed ideas that the powerful did not want to hear and refused to let anyone speak who wanted to challenge their dogmas. This remains the status quo, but for nuclear energy there are cracks in the official frame.

Ever since Japan's Ministry of Education was established, it has been supervising the intellectual seedlings allowed to grow here. Japanese schools cultivate children and teenagers just like the gardeners in the temple parks cultivate the trees. They prune any leaf that does not fit the picture and cut away any twig that sticks out. They also dig out the weeds.

Perhaps the most Japanese gardens are not gardens at all, at least in the eyes of most foreigners (assuming they notice them). Even on the narrowest streets of Japan's cities, including Tokyo, and in the villages likewise, people arrange flowerpots in front of their houses, often two or three rows deep. They bloom all year round: primroses, tulips, pansies, roses, rhododendrons. There are physalis on the hottest days of August and asters in autumn, and you can even see bonsai trees before people's doors. The latter are often carried outside in the morning and taken back inside in the evening.

Most of these street gardens belong to houses without proper gardens. The inhabitants have condensed the whole spectrum of an ornamental garden into a few pots, or maybe even a few dozen pots. They devote themselves to their upkeep. Isn't that an expression of resilience and resistance? It shows that even in Japan things can flourish in tiny niches outside of any frame, and they do not have to be part of the plan.

Christoph Neidhart is the Japan correspondent for the German daily *Süddeutsche Zeitung* and the Swiss daily *Tages-Anzeiger*. He has been living in Tokyo for ten years. In the 1990s he reported from Moscow before spending four years as a visiting scholar at Harvard University's Davis Center for Russian and Eurasian Studies. Neidhart, born in 1954 in Basel, is the author of six books, including "Russia's Carnival: The Smells, Sights and Sounds of Transition" and "Die Nudel: eine Kulturgeschichte mit Biß" ("The Noodle: A Cultural History with Teeth"). His most recent work, published by edition isele, is entitled "Museum des Lichts: Petersburger Lieben" ("Museum of Light: The Loves of Petersburg").